



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Klytia.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Klytia.



Es muß doch einen eignen Reiz für den Gelehrten haben, der strengen Forschung die dichterische Schöpfung zuzugesellen und so die kritische Erkenntnis in Fleisch und Blut umzusetzen. Wenn dadurch der Nachwelt bedeutungsvolle Ereignisse und Erscheinungen augenfälliger vor die Seele geführt werden, als es auch durch die ausführlichste reingeschichtliche Darstellung geschehen kann, so kann man diese Versuche mit Freuden begrüßen. Am wirksamsten aber wird eine solche Wiederbelebung sein, wenn zwischen der geschilderten Zeit und der Gegenwart eine Verwandtschaft besteht, wenn Fäden herüberreichen, an denen noch jetzt gesponnen wird, Fragen berührt werden, die uns noch heute beschäftigen.

Eine solche Beziehung besteht zwischen unsrer Zeit und dem sechzehnten Jahrhundert, besonders dadurch, daß religiös-kirchliche Fragen eine hervorragende Rolle in unserm öffentlichen Leben spielen. Ein Roman, der diese Seite des Lebens im sechzehnten Jahrhundert zum Vorwurfe hat, darf daher von vorn herein auf die Teilnahme des Lesers rechnen. Das ist nun das Gebiet, auf welches uns George Taylor in seinem neuen Romane *Klytia* führt. \*)

Wer Taylors ersten Roman „*Antinous*“ gelesen hat, wird nicht erwarten, daß die Vergleichungspunkte zwischen unsrer und jener Zeit mit Geflissentlichkeit in den Vordergrund gerückt seien oder daß im Gewande jener Zeit Politik der Gegenwart getrieben und geredet werde. So unmittelbar streifen sich auch beide Gebiete nicht. Taylor schildert den Kampf des Calvinismus um die Herrschaft in der Pfalz und den des Jesuitismus gegen diesen und die neue Lehre überhaupt. Der Gegensatz zwischen Reformation und Katholizismus in ihren extremsten Erscheinungsformen bildet den Hauptinhalt des Buches, den innersten Kern beider Erscheinungen zur Darstellung zu bringen, den Hauptzweck desselben. Von diesem Gesichtspunkte aus muß man das Buch beurteilen.

Die gelehrte Grundlage tritt in der „*Klytia*“ weit stärker hervor als im „*Antinous*.“ Die Grundsätze jesuitischer Erziehung zur Darstellung zu bringen dient die Jugendgeschichte des Helden im Roman, des italienischen Priesters Paolo Laurenzano; als Vertreter der Politik des Ordens erscheint der Spitalarzt und Professor Bigavetta. Der Calvinismus wird weniger durch Persönlichkeiten als durch die Wirkung charakterisirt, die seine beginnende Herrschaft in der frühlichen Pfalz zeigt, und durch die Befürchtungen, die die Erfahreneren für

\*) *Klytia*. Historischer Roman aus dem sechzehnten (sic) Jahrhundert von George Taylor. Mit einem Titelkupfer. Leipzig, S. Hirzel, 1883.

die Zukunft hegen. Daneben erscheinen die Rationalisten jener Zeit, die Unitarier, die Leugner der Dreieinigkeit in den Gestalten des Pfarrers Neuser, des Sylvan und anderer, sowie der Anabaptismus, der seine Vertretung in dem Müller Werner, einer der anmutendsten Figuren des Buches findet.

Die Handlung des Romans bildet die Bekehrung des Priesters Laurenzano. Vollgejogen von den Anschauungen des Jesuitismus tritt dieser in einen doppelten Kampf ein: er versucht unter dem Mantel des reformirten Predigers den Katholizismus einzuschwärzen und liefert durch Angeberei die Unitarier den calvinistischen Heißspornen in die Hände; zugleich verleitet ihn eine ungezügelter Sinnlichkeit, die blonde Lydia, die Tochter des kurfürstlichen Leibarztes Crast, zu umgarnen, die dadurch in den Verdacht der Hexerei kommt. Als er durch den Müller Werner zu der Erkenntnis gebracht wird, welches Unheil er angerichtet hat, beschließt er, seine Opfer durch Aufopferung seiner selbst zu retten, unterwirft sich entschlossen der Folter, geht aus diesem Fegefeuer als ein neuer Mensch hervor, wendet sich der neuen Lehre zu und erlangt Herz und Hand der Geliebten.

Die ganze Dichtung trägt einen düstern, fast finstern Charakter. Die Hauptgestalt selbst ist in hohem Grade unheimlich; die andern, freundlicheren Gestalten stehen unter dem Banne der schlimmen Handlungen dieses Mannes, und das Ganze hält den Leser in einer peinlichen, fast quälenden Spannung, die durch den leidlich versöhnenden Schluß nicht ganz gelöst wird. Daß der unheimliche Mann mit seinem geräberten Leibe die von ihm erst so schmähsch behandelte Lydia doch noch gewinnt, erweckt kein Gefühl reiner Befriedigung. Besser wäre es gewesen, den Helden an den Folgen der Folterung sterben zu lassen und dem Mädchen so die Freiheit des Herzens und die Möglichkeit der Vereinigung mit dem Bildhauer Felix Laurenzano, dem Bruder des Paolo, zu gewähren. Die Liebe dieses Jünglings zu Lydia ist ohnehin fast zu warm geschildert, als daß sie dann schließlich nur als eine künstlerische Begeisterung für die Schönheit der Jungfrau gedeutet werden könnte. Freilich würde mit dieser Änderung des Planes auch der Titel des Buches und das Titelpuffer in Wegfall kommen. Dasselbe stellt die Londoner Büste dar, die diesen Namen trägt; sie wird in dem Buche gedeutet als das Werk des Felix Laurenzano, mit dessen Schöpfung dieser sich von der Liebe zu Lydia befreit, deren unwandelbare Zuneigung zu Paolo er erkannte. Der Name aber wird erklärt aus der von Ovid in seinen Metamorphosen angeführten Sage von der unerhört geliebten Liebe der Jungfrau Klytia zum Sonnengotte, der die Ungeliebte in eine Blume verwandelt, welche ihre Blüte nur dem stets geliebten Gotte zuwendet. Vielleicht wäre der Wegfall dieses Vergleichs kein Schade für das Ganze. Der Vergleichspunkt liegt nur in der unwandelbaren Liebe der Lydia zu ihrem Sonnengotte; und die Benennung ist doch so weit hergeholt, daß sie einer ausführlichen Begründung durch eine weitläufige Erzählung der ovidischen Fabel bedarf, die noch

dazu in der Situation, in der sie gegeben wird, einigermaßen unwahrscheinlich ist. \*)

Wenn also Anlage und Durchführung der Fabel einigen Widerspruch erregen, so fordert doch die Charakteristik und die Schilderung Anerkennung und Bewunderung. Freilich auch das nicht ohne Einschränkung. Das lehrhafte Element tritt in der „Klytia“ stärker hervor als im „Antinous.“ Dort waren es nur einzelne Stellen, hier sind es ganze Partien des Buches, die als dichterisch verwertete Kirchengeschichte erscheinen. Den meisten Zweifel erregt die Erziehungs- und Jugendgeschichte des Paolo Laurenzano. Diese erscheint vielfach als eine Konstruktion auf Grund jesuitischer Lehrbücher der Moral, und den gleichen Charakter tragen die Unterredungen, in denen Pigavetta seinem Schüler und Untergebenen die moralische Unbedenklichkeit der ihm zugemuteten Handlungsweise klar machen will. Man gewinnt hier nicht den Eindruck wirklichen Lebens, wie man ihn etwa von der Gestalt des Jesuiten Wenzel Terszka in Gutzkows „Zauberer von Rom“ hat. Gutzkow hat die Partien, die mit den Geheimnissen des Ordens zusammenhängen, mehr im Dunkel gelassen und für die dichterische Wirkung unstreitig dadurch mehr gewonnen. Es läßt sich indessen nicht leugnen, daß Taylor in seiner Art Glänzendes geleistet hat. Der Versuch, die mystischen Wirkungen der Meditationen und geistlichen Exerzitien, die der Priester mit den jungen Mädchen vornimmt, dem Leser verständlich zu machen, ist sehr gut gelungen, man wird von der halb sinnlichen, halb mystischen Atmosphäre dieser Exerzitien selbst mit ergriffen. Die Unterredungen, in denen die Eigenartigkeit

\*) Diese Verquickung der Lydia des Romans mit der allbekannten schönen Büste des Britischen Museums ist — was unser Herr Referent nicht erwähnt, was wir aber doch noch hervorheben möchten — umso anstößiger, als nun bereits seit zehn Jahren (von E. Hübner im 33. Berliner Winkelmannprogramm „Bildnis einer Römerin,“ Berlin, 1873) aufs evidenteste nachgewiesen ist, 1. daß an einen modernen Ursprung der sogenannten Klytiabüste nicht entfernt zu denken ist, sondern daß dieselbe ein unzweifelhaft antikes Werk, und zwar etwa aus dem ersten Viertel des zweiten Jahrhunderts n. Chr. ist, 2. daß dieselbe das Porträt einer schönen Römerin war, 3. daß der Blumenkelch, aus dem die Büste herauswächst, keine symbolische, sondern eine rein ornamentale Bedeutung hat, und daß die Verbindung der menschlichen Gestalt mit der Pflanze ein in der antiken Kunst weitverbreitetes und beliebtes Motiv war, daß also 4. die Deutung der Büste auf die sehr abgelegene Sage bei Ovid eine durchaus willkürliche und haltlose ist, umsomehr, als die antike Sonnenblume, das Heliotrop, nicht das geringste mit unsrer heutigen Sonnenrose, deren Blätter man in dem Kelch der Klytia hat wiedererkennen wollen, zu thun hat. Wenn der historische Roman, was er ja immer beansprucht, für Verbreitung geschichtlicher Kenntnis in dem anmutigen Gewande der Poesie sorgen will, welchen Sinn kann es dann haben, das Publikum in Betreff eines seiner Lieblinge, eines der wenigen wirklich populären Kunstwerke des Altertums in solcher Weise irrezuführen, wie es in dem vorliegenden Romane geschieht? Man kann hundert gegen eins wetten, daß von nun an alle Welt ihre Weisheit über die sogenannte Klytiabüste aus dem Taylor'schen Romane schöpfen wird, daß der Roman also geradezu zu einem Hindernis werden wird, die kunstgeschichtliche Wahrheit sich verbreiten zu lassen. Und das ist, bei der kläglichen Langsamkeit, mit der ohnehin gesicherte neue Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung in das größere Publikum zu dringen pflegen, gewiß zu bedauern. — Vor wenigen Tagen begegnete uns übrigens ein zweites Beispiel ganz ähnlicher Art. Von Fr. Bodenstedt ist kürzlich in Berlin ein Schauspiel aufgeführt worden „Alexander in Korinth.“ Eine Hauptfigur dieses Stückes ist die Geliebte Alexanders, Pankaspe. Zu alten Schmökern wird die schöne Thessalierin nach schlechten alten Pliniusausgaben „Kampaspe“ genannt — eine greuliche Namensform. In guten neuen Pliniusausgaben steht schon seit dreißig Jahren richtig Pankaspe zu lesen, ebenso heißt sie bei Aelian; Lucian nennt sie falsch Pakate. Bodenstedt aber hat natürlich die alte abgethane Form wieder aufgewärmt, und so läuft nun diese unglückselige „Kampaspe“ wieder in der Welt herum — wenn sie läuft. Zum Glück wird sie nicht lange laufen. D. Red.

der Kultusformen des Calvinismus und des Katholizismus einander gegenübergestellt werden, bringen alles, was sich für und gegen die nüchtern verständige Schmucklosigkeit des einen und den auf Sinne und Phantasie wirkenden Prunk des andern sagen läßt, in schlagender, ja unbarmherziger Wahrheit und doch ungezwungen herbei. Dagegen sind die Erörterungen über die Kirchenzucht des Genfer Reformators wieder nicht frei von Zwang und Absichtlichkeit. Seinem dichterischen Werte nach am höchsten steht wohl der Abschnitt, in dem Lydia nächtlicher Gang zu dem vom Priester gewünschten Stellbuchein am Kreuzwege, ihre Begegnung mit der Hexe und die Verfolgung durch die bösen Buben erzählt wird. In der Schilderung der Pest und ihrer Bekämpfung ist die überlegene Einwirkung des Priesters auf die verzweifelte, ratlose Menge mit glänzenden Farben dargestellt, während die Maßregeln der kurfürstlichen Beamten, des Graf und seiner Helfer einen zu modernen Anstrich tragen. Von besondrer Feinheit sind die Bemerkungen über den kunstfeindlichen Charakter des Calvinismus, über die vandalische Ader, die sich bei den entschiedenen Anhängern dieses Dogmas findet.

Wie man aber hier den feinsinnigen und kunstverständigen Mann erkennt, so muß man in der Charakteristik und der psychologischen Begründung den dichterisch angelegten Menschenkenner bewundern, der auch seltsame Verirrungen des Menschengesistes zu enträtseln und verständlich zu machen weiß. Sogar die Hexe vermag uns Taylor auf diese Weise menschlich näher zu rücken. Die erquicklichste Gestalt ist, wie schon gesagt, der Müller Werner mit seinem rothaarigen Sohne, der auch vom Dichter mit sichtlich Vorliebe behandelt ist, und dessen Gedanken- und Anschauungskreis in voller Klarheit zur Darstellung kommt; in einer Beziehung fast zu ausführlich, denn seine Überlegung, ob er sich die Lydia etwa noch als zweite Frau gewinnen könne, läßt wieder die lehrhafte Tendenz durchblicken, den Leser mit der unter den Wiedertäufern zum Teil eingeführten Vielweiberei bekannt zu machen.

Alles in allem haben wir auch in diesem Roman eine tüchtige und bedeutende Leistung. Das Übergewicht des Denkers und Gelehrten über den Künstler und Dichter tritt in der „Klytia“ freilich stärker zu Tage als im „Antinous.“ Aber es ist doch alles fein verarbeitet und geglättet, der Bau des Ganzen ist ebenso sorglich durchdacht, wie das Einzelne fleißig und sauber ausgeführt. Die Fülle der Gelehrsamkeit tritt überall in den Dienst der Dichtkunst und schafft so ein vollständiges und fesselndes Bild einer interessanten Epoche aus einer bedeutenden Zeit mit einem anmutenden und bedeutungsvollen örtlichen Hintergrunde. Daß die Farben diesmal düsterer sind als in dem ersten Roman, daß das Herz bei allem nicht recht frei wird, liegt in dem Stoffe selbst; religiöse Kämpfe und Verirrungen haben nichts erquickliches. Aber es ist von Wert, von kundiger Hand geleitet auch einmal in diese Tiefen zu schauen.

